III. Jahr Heft 13

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende III (Waldgänge) / Georg Trakl: Ein Herbstabend / Walter Kauders: Einkehr / Rudolf Fuchs: Abend / Hugo Neugebauer: Die sieben Brunnen / Will Scheller: Jean Paul / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XIX / Karikaturenfolge 61: Max von Esterle: Dr. August Lieber

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. April 1913 Heft 13

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

III. Waldgänge

Der Sommer ist zuende gegangen. Er war kühl, nebelig und regnerisch, und hatte nur wenige sonnige sommerliche Tage. Die ältesten Leuten erinnerten sich kaum eines so andauernd schlechten Sommerwetters. Auf mich hat solches Wetter großen Einfluß. Es macht mich mehr monoton und wie stille stehend im Empfinden. Denn ich bedarf der Sonne, um in mich zu gehen, um mich aufzuschließen. Und erst dieses Sichaufschließen läßt das Gefühl zu Einfällen kommen, die sonst in mir liegen bleiben wie in verhangenen Schlafräumen. In solcher Zeit greife ich gern zu Büchern und lasse das Gelesene auf mich einwirken. Die Zuneigung oder Abneigung, die dabei in mir ausgelöst wird, ist oft auch imstande manches in mir aufzuschließen. Es entsteht dann vielleicht irgend eine kritische Abhandlung. An sich ist meine Natur wenig kritisch. Und wo die große Natur unvermittelt auf mich einwirkt, schaue ich Weiten geöffnet, in die ich mich wie endelos hineinbreiten kann, ohne daß mir etwas im Wege liegt. Und solches Schauen belehrt mich wieder über mein Unwissen, und daß das einzige wirkliche Wissen Erleben ist.

*

Freundlichere Tage sind gekommen mit Gewölk, durch das zuweilen die Sonne bricht. Und obwohl der Herbst

schon überall angerückt ist, hat sich der Schnee der letzten Tage doch wieder bis auf die höchsten Grate und Gipfel zurückgezogen. Die Wälder sind nun still geworden. Und draußen ist die ganze Berglandschaft von der schweren Buntheit des Herbstes angefüllt.

Die Stille einer Lärchwaldung hält mich gefangen. Zurückgebliebenes Vogelgezwitscher vom fröstelnden Astwerk her. Das im Windhauch zitternde Nadellaub rötlich leuchtend, zum Verwehtwerden gerüstet. Abschiedsschwere in den Bäumen rings. Die Stille wird so stille, daß die Farben singen. Ich einsam lauschend durch die Baumhallen schreitend, der Himmel darüber grau bewölkt, mit Rissen, daraus bald Glanz, bald Bläue hervorquillt.

Ziellos, willenlos wandere ich weiter. Der Waldgrund glänzt mir entgegen und empfängt das Lächeln meiner Blicke. Freie wellige Waldwiesen mit falben Sträuchern und Halmen. Und wieder Wald; seine Hallen schräger — hier aufsteigend, dort abfallend — und unten das Rauschen eines Bächleins.

Eine Stimmung kommt in mich, die mich schwer macht, als hätte ich vom Wesen des Herbstes getrunken. Ich lasse mich auf einem Wurzelstamm nieder. Die Einsamkeit lagert mit mir, schmiegt sich an mich, legt sich um mein ganzes Sein. Aber ich bin noch zu körperlich, um sie völlig als Weiblichkeit zu empfinden. Meine Seele hat dafür noch zu schwere Schwingen. Doch fühle ich: diese Einsamkeit ist mir das Große, ihr verbleibe ich! Mag ich jetzt auch einem Vergänglicheren nachsinnen. — Und ich beginne an das Weib zu denken, an körperliche Weiblichkeit; (sie meinen wir ja zuerst, wenn wir das Weib meinen.)

Ein Antlitz, ein Wuchs, eine Gangart, Sprache und Blicke — weibliches Leben: wie es mein Geschlecht beunruhigt! Wie man es an sich ketten und behüten möchte! Auf allen Streifereien sollte es mit einem sein. Denn immer regen sich

Einfälle, die nach weiblicher Gewärtigkeit rufen möchten. Wo aber ist das Weib, das solchen Ruf vernimmt, auch wenn er heimlich getan wird? Ein Weib, das umsomehr zu blühen anfängt, je mehr man seiner bedarf?

Die Frau als solche füllt den Begriff Weib nicht mehr aus; denn die Frau beginnt dort, wo das Weib zu blühen aufhört. Nicht viele Naturen mögen das fühlen. Aber der Mann, der das Weib sucht, kann es in der Frau nicht mehr finden. Die Frau mag ihm vielleicht noch Kamerad werden können; doch der Nur-Kamerad kann ihm nicht genügen. Er, dem die Liebe wie ein Tor ist, durch das er in sein Sein tritt, läßt sich mit solcher Kameradschaft nicht mehr abfinden. So muß er, wenn er seine Frau aufsucht, vergessen, daß sie seine Frau ist. Nur dann erlebt er vielleicht in ihr noch das Weib und die Liebe.

Die Anhänglichkeit des Weibes ist eine andere als die Anhänglichkeit der Frau. Jenes fühlt: Ich kann nicht fort. Diese denkt: Er kann nicht fort. Und degradiert damit den Mann zur Sicherung einer Stellung in der Liebe. Und diese Stellung ist das Herrschende und Führende; sie nennt sich Ehe und weist dem Manne wie dem Weibe gleichsam erst an, was sie zu tun haben. Sie erst darf den Mannes-willen, das Weib zu besitzen, wie auch des Weibes Willigkeit, die sich dem Manne hingeben will, Tat werden lassen. Und beides ist doch von Ewigkeit her in der Natur vorhanden. Und was sich Ehe nennt, ist vielleicht auf eine Art Anmeldung zurückzuführen, die gemacht wurde einer äußeren Ordnung wegen. Später wurde dann die Handhabung dieser Ordnung von Staat und Kirche an sich gerissen und zur Satzung erhoben. Solange man sich des äußeren Zustandekommens solcher Satzung bewußt bleibt, mag sie nicht viel Uebles anrichten. Unheilvoll wird die Sache erst, wenn die natürlichen Beziehungen der Geschlechter außerhalb der Satzung als verwerflich angesehen werden.

Denn dies bringt mit sich, daß der Geschlechtsverkehr an sich verwerflich erscheint und nur dort sein Verwerfliches ablegt, wo ihn Satzung und Sitte besiegeln. Ihn bestimmt dann nicht mehr natürliche Wesenheit, sondern äußerliche Anordnung. So mag es kommen, daß sich in solcher Ehe allzu leicht die Liebe bricht, da die Beteiligten an sich das Bewußtsein der Verwerflichkeit ihres Tuns nicht mehr los werden, und daraus wiederum leicht gegenseitige Mißachtung erspießt. Und der naturreichere Teil wird dabei noch der mißachtetere sein. In der Folge kann es kommen, daß die Frau sich beleidigt fühlt, daß sie ihrem Manne Genuß ist und sein Ansinnen verächtlich findet. So sehr hat die Zeit schon die Vereinigung der Geschlechter in Schmutz gebettet. Der Mann aber, der den Ernst des Lebens kennt, wird immer wieder dem Weibe gegenüber genußbedürftig sein und zu ihm sich hingezogen fühlen, wie zu Rast und Erquickung.

Diese Sphäre, in der die Satzung ihre Herleitung vergessen hat, kennt aber noch schlimmere Dinge. Sie züchtet auch Männer, deren jeder das Weib verachtet, das sich ihm liebend hingegeben hat. Solchem unzüchtigen Züchtling ist ein solches Geschöpf natürlich zu lüstern, und so kann unter dem Deckmantel der Sittlichkeit ein Mädchen um die Ehe geprellt werden, weil es dem Geliebten vor der Trauung zu Willen war.

Ein Schlimmstes aber bildet vielleicht das Häufigste. Da der Geschlechtsverkehr in Verruf ist und mit ihm auch das Weib, das ihn gewährt, — im übrigen aber alles danach angetan ist (die Verbote nicht zum mindesten), das Geschlecht aufzureizen — spielt er sich mehr versteckt ab, und Lüge und Betrug sind seine vertrautesten Begleiter. Und wo sie es nicht sind, verfällt man auf ein anderes. So zumal eine Sorte männlicher Jugend, wenn sie begehrt, das Weib und die Lust an ihm kennen zu lernen. Da betrinkt sie sich

vorher. (Im Rausche findet ja alles seine Entschuldigung.) Und begeht dann schweinisch etwas, das als Schweinerei gilt. Und lernt in solcher Weise das Weib kennen. Dabei soll man als werdender Mann ein Versprechen sein. Die Dirne nun lernt die Mannheit dieser versprechenden jungen Männer zuerst kennen. Sollte sie da, wenn sie der Menschheit wohl will, nicht wünschen, mit ihrem Lustgewähren zugleich etwas zu hinterlassen, das imstande wäre, diese männlichen Versprechen für die Zukunft zu unterbinden? — Hier erkenne ich: Auch die Syphilis hat psychische Ursachen; sie bereitet sich dort vor, wo einer Satzung der Geschlechtsverkehr bereits als Schweinerei gilt.

*

Meine Gedanken sind mit mir durchgegangen. Ich versuche sie zu zügeln und sammle mich wieder. Der Wald steht in dämmerndem Schimmer. Und es ist, als müßte ich seine kühle Stille bitten, mich noch gewähren zu lassen, die Gedanken, die mich gerade füllen, von mir zu tun.

Alles Satzungsmäßige zeigt sich mir immer verderblicher, wo es Selbstzweck geworden ist. Dadurch ist sein ursprünglicher Sinn wie auf den Kopf gestellt. Anstatt Aeußerliches zu ordnen, um dem Menschlichen zu dienen, verlangt es nun, daß der Mensch ihm diene, und will auch das Menschliche ordnen, das ein Göttliches ist. Anstatt des Menschen wegen da zu sein, läßt es nun den Menschen seinetwegen da sein. Und die Sitte ist oft die schlimmste Stütze dieses Satzungsmäßigen. Aber — sage ich mir — was in einen nicht Einlaß findet, braucht man schließlich nicht weiter anzufeinden. Man erwehrt sich seiner am besten, indem man seines Vorhandenseins nicht mehr gewahr wird.

Hier muß ich an das Satzungsmäßige meiner Ehe denken. Doch sie ist nicht einseitig bestimmbar. Und einer äußerlichen Vorschrift kann man umso mehr Genüge tun, je mehr man als Beteiligter fühlt, daß sie einem in der Tat nicht mehr

bedeutet als eine öffentliche Anmeldung. Eine Frau, die in der Erfüllung solcher Vorschrift mehr sähe, müßte in meinen Augen in gleichem Maße an der Liebe einbüßen, was sie an der Stellung zu gewinnen vermeint. Denn Bande, die erst eine Satzung festigt, würden das Band der Liebe lockern, da solche Satzung dann, um fester bindend zu wirken, stärker als die Liebe sein müßte. So vertriebe eine äußerliche Ordnung die ursprüngliche innere. Es sagt genug aus über das Verhältnis der Satzungsehe zur Liebe.

Mein Empfinden wird hier einsam und zieht sich ganz in sich zurück. Es hört nur mehr auf sich und es möchte verhüten, daß ein Mädchen, das man liebt, einem Frau wird: so sehr befürchtet nämlich das Empfinden, daß dann das Weibliche sein Blühen einstelle. Dann hängt nicht mehr das Weib am Manneswillen, sondern die Frau sucht dem Manne seinen Willen zu verhängen. Ihr tieferes Weibsein geht umsomehr ein, je mehr sie ihre Stellung entfaltet. So wird es wahrscheinlich, daß das Weibliche, das Weib sein will, falls es tief genug ist, gar nicht mehr danach trachtet, einem Manne Frau zu werden. Denn die Frau eines Mannes sein ist nicht mehr gleichbedeutend mit: einem Manne Weib sein. Und gewiß ist, daß dieses das Höhere ist.

Solches Empfinden läßt einen an der Frau auch nur das schätzen, was einem außerhalb der Ehe angehören will. Nicht die Ehe ist hier das Bindende, sondern die Hingabe in Liebe. Die Ehe ist eher der beständige Beweis dafür, daß die Satzung an die Liebe nicht heran kann. Darum wird die Ehe auch so leicht gebrochen. Wenn sie völlig halten wollte, was sie verspricht, müßte sie sich zuerst vor der Liebe sichern. Wer aber vermöchte das dauernd? Die Liebe kommt wie der Tod ungerufen, man ahnt sie höchstens, und wo man sich ihrer erwehren will, gibt man ihr bereits Einlaß. Auch kann, wer die natürliche Ordnung in sich ausgräbt und aufrichten will, einer äußeren nicht mehr

angehören; er könnte solcher Ordnung nur mehr Gast werden. Daß dem so ist, läßt auch mich in der Ehe nur Gast sein.

Ich komme von der Liebe her und kann kein Band stärker erachten als sie. Ihr die Treue halten, adelt jede Untreue. Sie ist das einzige Licht, das das Geschlecht erhellt, das dunkel und tief wie die Nacht ist. Erst die Liebe bringt hier ein Tagen, hebt heraus und erwählt. Und läßt Erwähltes wieder fallen. Und niemals wird ihr auf ihren Wegen eine Satzungsehe ein Hindernis sein. Denn diese ersteht erst durch äußere Ordnung, die Liebe aber folgt ursprünglichem Gesetz.

So sehe ich mich von aller Satzung abgefallen, die dem Liebesleben des Menschen gebieten möchte, welches ewigen und viel tieferen Gesetzen untersteht, als äußere Ordner ahnen mögen. Wo noch eine Satzung an mich heranreicht, bezeugt sie mir nur, daß sie nicht in mich hineinreicht. Meine innere Gebundenheit läßt sich von keiner Satzung mehr binden. Die Bereitwilligkeit, solche Satzungsbande zu zerreißen, ist immer in mir da, dort, wo sie mir die Liebe einschnüren, oder wo mich aus ihrer Gebundenheit die Liebe hinausdrängt. Ist doch die Weihe der Lust diese Liebe, die sich so wenig wie das Leben bestimmen läßt. Weil sie selber tiefstes Leben ist. Und diesem aus der Natur quellenden, mannigfachsten Leben der Liebe, das in sich selber geregelt ist, muß jede Satzung verderblich werden, die sich ihm von außen her aufzwingt. Darum wäre es wohl richtiger: daß man ein Weib erst ehelicht, wenn man ihm ferne rückt. Man gibt hier etwas auf, indem man es der Satzung übergibt. —

Auf dem Heimweg hält mich noch immer Nachsinnen fest. Der stark dämmernde Wald gibt ihm Nahrung. Ich muß bestaunen, was ich gefunden habe. Wie alles sich wandelte in mir, und wie ich doch derselbe bin! Wie kein Mensch die

Ehe für bindender hielt als ich, und wie nun kein Mensch diese für weniger bindend halten kann als ich! Wie alles so gekommen ist, wie man es sich nicht im entferntesten gedacht hat! Wie man eben nichts bestimmen kann, weil man nichts vorherweiß. Wie töricht es darum wird, das Leben und die Liebe meistern zu wollen! Wie wenig von einem übrig bleibt, wenn man diese Dinge meistert! Wie man dagegen wächst und sich immer mehr aufschließt, wenn man von ihnen gemeistert wird! Und wie das Aufgehen in dieses Gemeistertwerden vielleicht das Höchste ist!

*

Das gleichmäßige Licht eines Vormittags versetzt mich wieder in Gedanken. Sie schließen sich denen der vergangenen Tage an. Ich erinnere mich, daß in unserer Zeit gesagt worden ist: man könne aus dem Weibe machen, was man will. Ich argumentiere nicht gegen die Unrichtigkeit dieser Behauptung, ich untergrabe ihr den Boden. Ich denke nämlich: je mehr man Mensch und Mann ist, umso weniger *will* man noch aus dem Weibe etwas machen. Man getraut sich immer weniger aus sich selber *etwas machen* zu wollen, geschweige denn aus anderen. Man erkennt immer mehr, daß man in allem Wesentlichen gemacht wird von Etwas in einem, dem man nur gefügig sein kann. Daß dieses Sichfügen, das Wachstum dieses Sichfügens, jenes ist, das einen macht, das aus einem immer mehr macht. Und wenn man nun nach dem Weibe sieht, kann man nur wünschen, daß auch das Weib nicht etwas aus sich machen will, daß es von anderen nicht etwas aus sich machen läßt, sondern daß es *Weib* und damit dem Höchsten und Tiefsten in sich gefügig sein will, und daß es dadurch *sich* macht und immer mehr aus sich macht, so daß es in seinem Weibsein auch dem Manne die glücklichsten Ueberraschungen bringt. Denn des tieferen Mannes Freude und Ausruhen ist es nicht, ein Weib nach seinem Willen

zu formen, sondern mit Ausschaltung seines Willens das stets rätselhaft Vertrauliche und aus sich selber Willige einer Weiblichkeit zu genießen.

*

Wundervoller Tagbeginn. Der Wald in herbstlicher Morgenkühle. Die hohen Lärchen schimmernd im anwachsenden Licht. Ich gehe zu den vielen Bäumen wie zu einem Volke, das mich lieb hat. Der Waldgrund ist noch schattig, aber zu den Waldhängen strömt die Helle herein, daß das ganze Lärchengezweig wie goldenes Gewebe aussieht. Zugleich das Wehen der Morgenlüfte wie kühle sanfte Berührung und ungemein erquickend.

Ich beginne die Köstlichkeit der Landschaft von Tag zu Tag begieriger zu trinken. Der vorausgegangene lange Regensommer läßt mich das klare Herbstwetter umso lustvoller empfinden. Dazu kommt noch der Umstand, daß mein Bergaufenthalt nun zuende geht; es schürt noch meinen Genußeifer. Ich bin nicht mehr imstande langen Gedankenzügen nachzuhängen. Die Landschaft nimmt zu sehr meine Sinne in Anspruch und läßt nicht viel anderes in mich eindringen. Ich bin wie eine wandelnde Oberfläche; die Tiefen ruhen. Aber diese Oberfläche spiegelt vielleicht etwas vom Glanz und von der Klarheit der Landschaft, die um mich ausgegossen ist. Und es scheint so, als lebte dahinter schweigend das Glück. . . . .

Hoher Mittag im Walde. Das laute Plätschern eines Baches läßt mich anhalten. Die Stelle ist wunderlieblich. Ein enger Talriß, gewunden und leicht ansteigend. Auf beiden Seiten dunkler Nadelwald. Das stellenweise versonnte Bächlein laut und fröhlich dahineilend. Wo es Sprünge macht, erstehen Silbersträhne. Ich staune die wunderbare Klarheit des Wassers an; man könnte die braunen Sandkörner auf dem Grunde zählen. Jeder Kiesel rein, glänzend und größer als in Wirklichkeit. Da fühle ich, wie stark dieses junge

sprudelnde Leben ist. Es verschönt alle Dinge, die es überfließt. Es könnte einem noch Ansporn werden, stark zu sein.

Und schon ist es so, als gelänge es auch mir, manches zu verschönen. Man hat ja auch einen Quell in sich: die Freude.

Darum muß es sich auch so machen lassen: daß die Dinge rein und glänzend und größer werden, indem man sie mit Freude überfließt . . .

Ich bin im Walde zur Stelle gekommen, wo ich das Kind sprach, dem ich gut geworden bin. Ich habe es seither kaum mehr gesehen. Durch das Gerede der Leute wurde das blutjunge Geschöpf so eingeschüchtert, daß es, wenn es mir begegnete, nicht mehr wagte, meinen Gruß zu erwidern. Ich muß staunen, wie ruhig ich das alles hinnahm. Und ruhig denke ich zurück an das natürlich Freundliche im Wesen dieses Bauernmädchens, wie es damals noch zu mir sprach. Die Reste des Reisighaufens, den es damals aufschichtete, sind noch da. Die Luft ist milder als damals, und die Lärchen haben noch voller ihr Gezweig, darum schimmern sie auch noch goldener als damals, wo es beinahe schon Winter war. Und wenn, wie jetzt, die abendliche Sonne hereinfällt und die einsam aufsteigende Waldlichtung erhellt, wird der Raum wundersam schön und läßt keine Mißstimmung aufkommen. Auch blieb mir etwas wie zur Erinnerung an des Mädchens ländliche Beschäftigung, der ich oft lange zusah. Es verblieb mir das Roggenstroh, das der Boden spendete, den das Mädchen ackern half. Denn es kam so, daß die Bäuerin, bei der ich wohne, diesen Acker noch vor der Ernte pachtete, und mit den ausgedroschenen Halmen stopfte sie meinen Strohsack. Mein Empfinden ist darüber froh und ungekränkt und scheint nichts zu vermissen. Es kommt vielleicht auch daher, daß es immer weniger zu besitzen braucht, um zu besitzen.

Schon ist der Abend vorgerückt. Ich bin vor einer Wiese angelangt, die mit Herbstzeitlosen angefüllt ist. Das Gras ist spärlich. Im Darüberschreiten werde ich ganz glücklich. Ueber so Schönes bin ich nie gegangen. Die letzten Strahlen der Sonne beglänzen die unzähligen hellgestielten blaßroten Sterne und Kelche, die alle aufgerichtet sind und sich schaukeln im Sonnenuntergangswind. Daneben ein junger Saatacker im lebendigsten Grün. Und die Wiesenebene weit und wellig hinauslaufend in friedlicher Stille. Da und dort ein vereinzelter falbender Baum. Dann das Tal und die Berge. Und über allem das Schauspiel des Sonnenuntergangs — immer neu, immer groß.

Ein Herbstabend / von Georg Trakl

Das braune Dorf. Ein Dunkles zeigt im Schatten
Sich oft an Mauern, die im Herbste stehn,
Gestalten: Mann wie Weib. Verstorbene gehn
In kühlen Stuben jener Bett bereiten.

Hier spielen Knaben. Schwere Schatten breiten
Sich über braune Jauche. Mägde gehn
Durch feuchte Bläue und bisweilen sehn
Aus Augen sie, erfüllt von Nachtgeläuten.

Für Einsames ist eine Schenke da;
Das säumt geduldig unter dunklen Bogen,
Von goldenem Tabaksgewölk umzogen.

Doch immer ist das Eigne schwarz und nah.
Der Trunkne sinnt im Schatten alter Bogen
Den wilden Vögeln nach, die ferngezogen.

Einkehr / von Walter Kauders

Wolfgang wandelte ziellos die Straße hinab, welche aus der kleinen Bergstadt ins freie Land hinausführte. Die geschlossene Enge der eigentlichen Stadt hatte er hinter sich und was nunmehr rechts und links vom Wege lag, waren vereinzelte Villen, die sich im Grunde schattiger Gärten hielten.

Wolfgang blieb stehen und atmete auf, um den Druck der Erinnerung an Dinge zu verlieren, denen er entronnen war. Noch hatte sich zwar seine Lage um nichts gebessert, als daß er den Wohnsitz seiner letzten Nöte verlassen hatte, ein Entschluß, der ihm seit jeher offengestanden war. Aber für den Augenblick genügte das und er war ja ein Mensch, dessen Körper von Augenblick zu Augenblick lebte.

Wie dieser Körper eigentlich bis auf die Gegenwart gekommen war, das schien selbst dem Geiste, der in ihm wohnte, ein Rätsel. Wenn jemand von ihm sagte, er habe sich „durchs Leben geschlagen", so pflegte Wolfgang kurz aufzulachen. Das hatte er wohl niemals getan. Hier war es ein Zufall gewesen, dort eine halbe Gewohnheit, ein moralischer Zwang, ihn nicht verhungern zu lassen; immer etwas anderes, etwas von außen Kommendes, und nie ein halbwegs konsequenter, in Tat umgesetzter Trieb, sich zu erhalten. Durchs-Leben-schlagen konnte man es nicht nennen; eher ein Durchs-Leben-geschlagen-werden.

„Sein Leben hat keine Basis", pflegte man von ihm zu sagen. Und es schien sich dies im bürgerlichen Sinne zu bewahrheiten, denn jeder von außen her gemachte Versuch, seiner Existenz einen festen Boden zu schaffen, blieb ohne jeden Erfolg. Er floh die Sicherheit ebensosehr wie die arge Not, die ihn am heutigen Tage nüchternen Magens aus der Stadt getrieben hatte.

In solchen bösen Zeiten pflegte selbst seine dehnbare

Weltanschauung ihren Boden zu verlieren, sein knurrender Magen wurde philiströs und er begann sich selbst darüber zu wundern, wie ein Mensch ungeschäftig und ohne nähere statistische Deklaration auf der Erde herumgehen könne.

Aber es war ein so schöner, warmer Sommertag. Die dummen Menschen liefen wie tolle Hunde die Gartenmauern entlang, hart im schmalen Mittagsschatten bleibend, um nur ja nicht von der herrlichen Sonne berührt zu werden.

Aus den Villen erscholl leises Tellerklappen und wohlgenährte Stimmen tönten dazwischen.

Da war es wohl keine einfache Sache, ruhig zu bleiben, wenn man nichts als gut ausgeschlafen war.

Wolfgang tat ein paar Schritte und blieb dann wieder mitten in der heißen Mittagssonne auf der staubigen Straße stehen.

Seine Gedanken schwankten zwischen zwei ungelösten Problemen. Das eine, das rein geistiger Natur war, wurde fortwährend von dem anderen durchbrochen, welches sich seiner Phantasie abwechselnd als Kartoffelacker und als glühender Aschenhaufen darbot. Das Verbindungsglied bildete sein ungeduldiger Magen, welcher diesmal durchaus nicht einsehen wollte, weshalb die Abenddämmerung gerade die geeignetste Zeit sei, um auf die Felder stehlen zu gehen. Nein, er glaubte ein Recht darauf zu haben, zur Mittagszeit befriedigt zu werden, wie die Mägen anderer Leute, welche auch nicht durchwegs arbeitsam sind.

Zum Beispiel die Bewohner dieser Villa hier; von dem geschmiedeten Gartengitter blinkte ein kleines, freches Metallschild. Merx stand dort zu lesen. Einfach Merx. Das war der Name der Familie, die hinter diesem winzigen Schild so gesichert hauste, daß sie niemals ihre Essenszeit nach den Lichtverhältnissen einrichten mußte. Und doch taten alle diese Merx nichts. Wolfgang kannte sie vom Sehen und Hören und wußte, daß die zwölf Menschen, welche die Fa-

milie ausmachten, zusammen nicht mehr Lebensbasis hatten, als er.

Sie waren sehr vornehme Leute; sogar ihre Hausfront kehrte der Straße indigniert den Rücken und verhielt sich in äußerst exklusiver Weise mit dem Park, der sich weit in den Hintergrund erstreckte. Aber gerade diese nach der Straße gewandte Rückseite erregte Wolfgangs Interesse. Es war eine einfache Hausfassade, die man ruhig für die Front hätte nehmen können, wenn man nichts von der anderen Seite gewußt hätte.

Zwei Fenster im ersten Stockwerk standen offen. Die Jalousien waren halb herabgelassen und in einer Ecke stand eine Suppenschale aus weißem Porzellan.

Es war eine einfache weiße Schale, mäßig gewölbt und ohne jede Bemalung; eine von jenen Schalen, wie sie in jedem guten Geschirrladen zu Hunderten aufgetürmt ganze Säulen bilden.

Aber in diesem Augenblick mußte sie für Wolfgang etwas ganz Besonderes bedeuten; ihr Anblick rief in ihm eine gewisse Erregung hervor, die seltsamerweise nicht vom Magen auszugehen schien. Mindestens verleugneten die Konsequenzen bald einen solchen Ursprung. Die Empfindungen, die ihn durchzogen, ließen seinen bohrenden Hunger völlig verschwinden. Er stand da, wie aus der Erde gewachsen und sah nichts als das weiße, bauchige Gefäß, welches ihm zum Symbol der Situation geworden war.

Ihm kam sein Nomadenleben auf einmal so arm und kalt vor, so elendiglich zerrissen und zwecklos. Die tausenden Beziehungen, die er, durchs Leben zigeunernd, in jeder Sekunde für Ewigkeiten schloß und für ewig zerriß, fielen ihm auf das Gewissen und er sah mit unheimlicher Klarheit die Sinnlosigkeit seiner steten Flucht aus Zeit und Raum vor sich.

Er fühlte die grimassenhafte Steifheit seines verbogenen

Körpers, die Lahmheit seiner Knochen und seiner Seele, die Einseitigkeit seiner Denkungsart und das ermüdende Toben seiner ewig bauenden und ewig niederreißenden Gedankensprünge.

So preßte er die Hand vor die Augen und streckte den Unterkiefer so krampfhaft vor, daß sich die Halsmuskeln wie Bogensehnen spannten. Diese Art von Bewegungen brauchte sein Körper, um sich gegen die Vorwürfe seiner Seele zu stemmen. Hundertemale im Tage machte er es und davon stammten die Falten, die von seinen Mundwinkeln gegen die äußersten Enden der Kinnbacken liefen, die krallenden Bewegungen seiner Finger, die lächerlichen Spitzen und Kanten seiner Fäuste und das reflexartige Zurückwerfen des Kopfes, welches man an ihm so häufig bemerkte.

Als er die Hand sinken ließ und die ganze innere Spannung sich förmlich in eine wohltuende Erschöpfung seines Körpers löste, empfand er lebhaftes Verlangen, das lockende Haus zu betreten.

Merx, starrte es ihm entgegen. Aber das Messingschild schien seine abweisende Selbstsicherheit verloren zu haben und er legte ruhig seine Hand auf die schwere Löwenklinke, wie man sie auf die Schulter eines Menschen legt und dazu sagt: Im Namen des Gesetzes . . .

Nun stand er auf einmal drinnen, wieder wie festgewachsen an den Boden, freute sich über die dummfreundlich grinsenden Tonzwerge in den Rasenbeeten und wunderte sich über seine eigene Kühnheit. Er wandte sich um und eine Art Sicherheit überkam ihn, als er das Gitter zwischen sich und der Straße sah. Ja, von innen sah die ganze Situation schon weit anders aus.

„Mein Haus ist meine Burg", sagte er mit großem Ernste, dann lachte er darüber und schließlich ärgerte er sich und dachte: Wie frevelhaft dumm man in manchen Augenblicken vor sich hin spricht!

Er machte ein paar rasche entschlossene Schritte um das Haus und blieb vor einer niedrigen, gedeckten Steinterrasse mit gut geheucheltem Zurückprallen stehen.

Hier saß die Familie zwölfköpfig und doch sehr zivilisiert, selbst im Staunen über den unerwarteten Besuch nicht die Fassung verlierend. Zwanzig Schritte etwa waren sie noch voneinander entfernt und sahen sich gegenseitig mit Interesse an. Dort die Macht, die Familie — hier, in merklich verkleinernder und übersichtlicher Weite, er, ohne Pose, mit der überwältigenden Einfachheit, die ihm der glückliche Moment gab.

Gerade wurde die Tafel aufgehoben. Aufstehend hatten sich schon die acht Söhne ihre Zigaretten angesteckt, wogegen sich der graumelierte Papa noch Kaffee nachschenken ließ. Dies alles geschah mit so unerhörter Selbstverständlichkeit wie alles Weitere. Mama war plötzlich nicht zu sehen, die beiden Mädchen warfen ein paar Rehblicke nach Wolfgang, als schienen sie seinen Namen zu erraten, und zogen sich dann gleichfalls zurück.

Die acht Söhne aber, die, wenn sie auf einige Minuten in's Stadtkaffee gekommen waren, immer so unnahbar ausgesehen hatten, scharten sich um Wolfgang, boten Zigaretten und begannen ihn durch den Park zu führen.

„Sie werden jetzt wohl einige Zeit bei uns bleiben", bemerkte einer.

„Vielleicht", sagte Wolfgang ruhig.

„Es wird Ihnen ganz gut gefallen", sagte ein anderer.

Und dann schritten sie über die knirschenden Kieswege, standen an Teichen und gingen über weiche, gepflegte, blumige Wiesen.

Als sie sich im Schatten irgendwo ins Gras legten, sagte einer:

„Ich weiß eigentlich nicht, warum Sie nicht mehr für die Bürger Gedichte schreiben, aber Sie mögen recht haben."

„Sie ziehen durch die Welt", sagte ein anderer. „Das ist sehr gut."

Wolfgang schwieg und wunderte sich, was man alles über ihn wußte. Aber sein Hunger war größer als seine Verwunderung. Er knackte Haselnüsse, die in Massen umherlagen und wenn er einen Haufen beisammen hatte, verschlang er sie.

„Sie sind ein sehr eigentümlicher Mensch", bemerkte wieder einer von den Acht; „aber seit ich Sie jetzt kenne, glaube ich nicht mehr daran, daß Sie uns fortwährend ärgern wollen."

„Ich wußte, daß er uns einmal besuchen wird", sagte einer ganz leise, aber doch so, daß es alle hören konnten.

Nein, das ist doch eine ganz verrückte Geschichte, dachte Wolfgang. Vor zehn Minuten gehörte ich noch der Straße und jetzt umgeben mich diese seltsam leichten Menschen, die so unaufdringlich reden, daß man ihnen gar nicht zu antworten braucht.

Und Wolfgang verfiel in Nachdenken über das viele Wunderliche, das er schon erlebt und wieder vergessen hatte.

Und die Bürger verlangten nach seinen Gedichten! Das war wohl das Wunderlichste seit seiner Geburt, über deren Tatsache er sich seit jeher am meisten gewundert hatte. Also seine Gedichte. Aber damit konnte er nicht mehr aufwarten. Er hatte selbst auf seine Gedichte vergessen, wußte nicht einmal mehr ihre Titel zu nennen. Und wenn er zufällig an einem Buchladen vorbeiging, in dem ein schmaler Band ausgehängt war, der seinen Namen trug, dann schritt er achtlos und ohne jede innere Regung weiter und ihm war, als hätte jenes Buch ein anderer geschrieben. Nichts verband ihn mehr damit, noch mit der Zeit, in der es entstanden war. Er wäre heute nicht mehr imstande gewesen, einen einzigen Vers niederzuschreiben. Das Leben hatte andere

Ventile in ihm geöffnet, durch die es mit Vehemenz entströmte.

Aber davon verstanden die anderen Menschen nichts, die überall die Basis suchten und sich nie um das kümmerten, was darauf stand.

Wolfgang sprang plötzlich vom Rasen auf und schritt über die Wiesen weiter. Seine Begleiter sahen, daß er allein sein wollte und blieben zurück. Von ferne verfolgten sie seine schmale Figur, die fast sagenhaft über das Grün zu schweben schien.

„Er wird über die Mauer steigen und verschwinden, wie er gekommen ist", sagte einer.

Die Uebrigen aber verneinten. „Er wird bleiben", sagte ihr Wortführer. „Er ist müde und ausgehungert".

Und dann führten sie ein Gespräch, in dem sie die Frage aufwarfen, wovon er denn eigentlich lebte. Sie konnten sich natürlich nicht vorstellen, daß Einer von kleinen Zufällen und Gelegenheiten sein Leben fristen konnte, wenn ihn seine Seele über Wasser hielt.

*

Wolfgang fand sich am nächsten Morgen beim Erwachen in einem so weichen, buhlerischen Bette, wie er es seit vielen Jahren nicht um sich gefühlt hatte. Ein Wohlsein und eine lächerliche Ausgeruhtheit überkamen ihn und versetzten ihn in einen unerklärlichen Zustand der Verschämtheit. Es war schon gegen Mittag und er empfand es mit einem förmlichen Gefühle der Ohnmacht, daß zwei Mädchen im Hause umhergingen, deren feine Stimmen er von ferne hörte.

Das scharfe, jugendlich-männliche Sprechen der Söhne tönte gleichzeitig vom Garten herauf. Wolfgang wurde es dabei unbehaglich. Er wollte aus dem Bette springen und fühlte sich gleichzeitig davon so fest umschlungen, daß er es nicht verlassen konnte.

Oh, wie niederträchtig angenehm es sich hier in der Fremdenstube hauste. Sie lag ganz abseits von den anderen Räumlichkeiten und besaß unter anderem eine eigene Treppe. Man konnte kommen und gehen, ohne bemerkt zu werden, die Bedienung war unsichtbar und doch stand alles, wo man es brauchte und wie man es haben wollte.

Wolfgang mußte an sein eigenes Zimmer denken, dessen Einrichtung die Not entworfen und das Elend geliefert hatte. Die Zuckerkiste mit der Brandschrift, auf der er zu sitzen und seinen Rücken an die Wand zu lehnen pflegte. Das Bücherregal, das mit verstaubten Zeitungen angepfropft war, und der Eisenhaken, der weit aus der Mauer ragend seine sämtliche Garderobe bequem aufnahm und von dem man seinen Vorgänger einmal zu spät abgeschnitten hatte.

Ja, es war eine bodenlose Gemeinheit, ein Jahr in dieser Höhle und frühere sechs in ähnlichen, oft noch weit elenderen zugebracht zu haben. Verflucht noch einmal, aber dorthin wollte er nicht mehr zurückkehren.

So dachte er; in seiner Erbitterung hatte er ganz der Tatsache vergessen, daß er gar nicht mehr dort wohnte. Er mußte laut auflachen, als ihm einfiel, daß er aus jener Höhle auf die Straße gesetzt worden war. Die Menschen taten ihm wohl, ohne daß sie es wußten; auf die herrliche Straße setzten sie ihn und befreiten ihn von der süßlich riechenden Zuckerkiste mit Brandschrift, von dem trostlosen Zeitungsregal und dem Würgehaken in der kahlen, getünchten Mauer.

Und er selbst war in das erste Haus eingetreten, um beim Wohlsein Einkehr zu halten. Wieder ein Zufall, wieder eine von den hunderttausend Phasen seines Lebens, aber milde wie die Pflege in einem englischen Hospital. Seine ganze Zerrissenheit fühlte er verheilen. Die Weichheit und Ruhe, die ihn umgab, zähmte die tobenden Gedanken, besänftigte das häufige Zucken seiner Gesichtsmuskeln, das Konvulsieren seines ganzen Körpers und brachte seine Physis

zum Schweigen. Der Magen schwieg; er brauchte sich nicht mehr zu melden, ungeduldig die Wände aneinanderzureiben, zu knurren und Ungenießbares zurückzuschicken. Die Vorboten eines Leidens, das aus Entbehrungen und Zumutungen entstehen wollte, blieben an diesem Morgen zum ersten Male aus.

Unter dem Geläute der Mittagsglocken stand Wolfgang auf, zog sich an und ging hinab in den Garten, wo der Sonnenschein brühte und tiefdunkelblaue Schatten von den Dingen warf, die er nicht durchdringen konnte. Im Parke blendete es vor Licht und Farbe, heißer Pflanzenatem wehte aus dem Grün hervor und jeder Laut, der durch die warme Luft ging, hatte die Melodie des Sommertags.

Später wandte sich Wolfgang der Terrasse zu, wo die Brüder Merx um die Tafel standen und die Ankunft der Eltern erwarteten. Sie standen in Gruppen von Zweien und Dreien beisammen und redeten halblaut miteinander. Wolfgang ging von einer Gruppe zur anderen, horchte und staunte.

Siehe da, dachte er sich, sie reden von Geschäften. Das ist eine ganz neue Sache. Sie tun also doch etwas, die Merx, und sie tun nur so, als ob sie nichts täten.

„. . . . . wenn ich ihm die Bauplätze noch in dieser Woche abjagen kann . . . . .“, sagte gerade Einer. Mehr hörte Wolfgang nicht; er schritt schon am Nächsten vorbei, der eben mit halblauter Stimme von Industriepapieren sprach, und an einem anderen, welcher allein an einer Säule lehnte und einen Geschäftsbericht studierte.

Woher nur diese Leute die Zeit zu ihren Geschäften nahmen! Vormittags ritten sie aus, nachmittags spielten sie, gingen auf Sportplätze, Fünfuhrtees, abends in Gesellschaften, nachts in ihre Klubs und wenn man sie irgendwo sah, dann machte es den Eindruck, als täten sie nicht einmal das.

In Wirklichkeit schienen ihre spekulativen Gedanken sie überallhin zu begleiten. Im Galopp über die Heide machten sie Abschlüsse in Wertpapieren, wenn sie Golf oder Tennis spielten, reiften in ihnen wichtige Entschließungen und wenn sie in Gesellschaften gingen, trafen sie dort die Leute, welche sie brauchten. Ein halbstündiger Aufenthalt in ihren Bureaux genügte, um die wichtigsten Dispositionen zu treffen.

So arbeiteten die Merx, als hätten sie Heckpfennige in der Tasche. Sie hatten die Technik des Großkapitals heraus, trafen den Tonfall und die Allüren der Aristokratie und waren doch von so bourgeoisem Geiste durchtränkt, daß jeder von ihnen am liebsten im Hause gestickte Pantoffeln und Hausjoppen getragen hätte.

Der alte Herr Merx ließ sich's tatsächlich nicht verschlagen, diesem Drange ausgiebig Geltung zu verschaffen. Gerade trat er in seinem Hauskleide aus der Wohnungstür auf die Terrasse hinaus, strich seinen Patriarchenbart und lächelte Wolfgang zu. Ihm folgte seine Gattin, die trotz aller Bemühungen den Habitus der Hausmutter nicht verleugnen konnte und die beiden Töchter, welche schon vollendete Komtessen waren.

Beim Diner herrschte eine Stimmung, welche dieses geradewegs als Mittagmahl kennzeichnete. Wo überhaupt in dieser Familie die Vitalität in den Vordergrund trat, bekam die Ursprünglichkeit Oberhand und das bürgerliche Milieu kam mit seiner ganzen einschmeichelnden Brutwärme zum Ausdruck. Wolfgang fühlte, wie es ihn langsam gefangennahm und wie schwer es sein würde, sich dieser Umarmung zu entreißen.

Das plötzliche Wohlbefinden ergriff die geistige Seite dieses ausgehungerten Menschen und rief seltsame Wucherungen hervor. Bei einer guten Zigarre ließ er sich wiederholt versichern, daß sein Leben keine rechte Basis hätte. Doch wurden diese Behauptungen mit einem unerhört knech-

tischen Respekt vorgebracht, der schließlich unter seiner suggestiven Gegenwart dazu führte, daß ein schwach beabsichtigter Vorwurf sich langsam in einen Kniefall vor seiner Wesensart verwandelte.

Immer mehr begann es ihm bei diesen guten Leuten zu gefallen. Die blendend-weiße Suppenschale des Wohlstandes erwuchs zu riesigen Dimensionen und er saß plötzlich drinnen, mitten in der warmen Suppe und sah nur glitzernde Wände und den runden Himmelsausschnitt über sich.

Die Leute hatten ihr tägliches Huhn im Topf, ihren Haus-Bohemien in der Suppe und das konnten sie sich leisten, wenn sie nur für ihn recht häuslich sorgen durften.

Wolfgang hatte keine Sorgen mehr; er wandelte lächelnd durch den Garten, blieb freiwilliger Gefangener des ausgedehnten Besitzes und fühlte sich als Papst im Vatikan. Was hinter dem Kunstschmiedegitter lag, hatte wenig Bedeutung mehr, ja es verlor sie vollständig, als er im Park zu wiederholten Malen das schöne Mädchen antraf, welches die gnädigen Fräulein bediente.

Auch für die Paarung hatten also die Bürger gesorgt. Sie waren niederträchtig besorgt um das Wohl des Menschen, der solange über ihnen stand, solange er unabhängig vom Wohle war. Dem Hengst wollten sie's benehmen, um ihn auf den Luxuswallachen zu bringen, der auf ihrer Luststweide zu grasen hatte.

Ja, und nun war er gezähmt. Wenn sie ihn stachen, war er ihnen zu Willen und gebärdete sich ganz so, wie sonst, als er noch nach seinem Sinne gelebt hatte. Der Bohemе konnte aufgezogen werden und spielte dann immer die Stücke, die am besten gefielen, etwa: „Es ist ja schließlich alles eins . . . . .", oder „Einige Paradoxa aus meinem — früheren Leben".

In seinem jetzigen schien es keine mehr zu geben. Die Wände der Suppenschale wuchsen immer höher hinauf, der

Ausschnitt des Himmels wurde immer kleiner und die Suppe immer wärmer und wohltuender. Endlich konnte der Tag kommen, da sich die Schale zur Muschel schloß und der Hausboheme als blinder Suppenmolch den Rest seines Lebens zu fristen hatte.

Denn Wolfgang hatte sich mit allem, was den Merx'schen Besitz ausmachte, so vertraut gemacht, wie die Hauskatze. Mit jedem Eckpfeiler verbanden ihn so solide Beziehungen, daß er nicht daran vorbeigehen konnte, ohne zu denken: „Ohne Dich kann ich nicht leben. Wie konnte ich es nur bisher?"

In diesen Zeiten vergaß Wolfgang nicht nur seine eigenen Sorgen, sondern auch die fremden, die er früher immer mitzuleiden gehabt hatte.

Sie lagen außerhalb des Gartens, auf der Straße, und das war jetzt weit für ihn. Vom Fenster hätte er sie draußen, außerhalb des Gitters, liegen sehen können, die Wasserleichen, Hungerleichen, Bettlerleichen des Lebens, zu Haufen auf dem unbarmherzigen Schlachtfelde des Straßenstaubes. Aber die weißen, glitzernden Wände waren vor seinen Augen emporgewachsen, benahmen ihm den Blick und er dachte immer nur: „Ich hätte nie geglaubt, daß das Leben so leicht und einfach, so schmerzlos sein könne".

Aber mit der Zeit dachte er auch dieses nicht mehr. Die spärlichen Kombinationen des Milieus waren erschöpft und alles weitere war nur das Hindämmern eines durch physischen Ueberfluß anästhesierten Gehirns. Das stereotype Lächeln, das immer das Zeichen einer gewissen Bewußtseinseinschränkung ist, war jetzt über Wolfgangs Züge gekommen und entstellte sie. Schon konnte er es so gut wie der alte Merx, der sich damit etwas auf seine Lebensarbeit zugute tat, und wie die Söhne, die es diplomatisch gaben und damit in manchen Momenten den Aspekt gelinder Besoffenheit erzielten.

Nur die Töchter schienen aus der Art zu schlagen. Das waren wirkliche Komtessen, wie jene kleine Konfiseuse eine wirkliche Prinzessin gewesen war. Jene kleine Konfiseuse! Wo war sie nur, seit die Sittenrichter sie aus der Stadt gejagt hatten?

Pst, aber von solchen Dingen durfte man in diesem Hause nicht reden. Aber wenn Wolfgang daran dachte, da erstarb das Lächeln in seinem Gesichte, daß die Philister darob erschraken; denn nach ihrer Ansicht mußte einer, der einmal ihr Lächeln angenommen hatte, auch immerfort weiterlächeln, von Morgen bis Abend und selbst im Schlafe. Auch kannten sie außer Leibschmerzen (welche sie zu den inneren zählten) nur äußere Anlässe, die einem das Lächeln vergehen lassen konnten. Alles andere war moral insanity.

In Wolfgang aber war das innere Ereignis zu stark, um seine Züge zu beherrschen. Er gedachte der federleichten Märchengestalt, die ein breitmäuliger Ratsherr weggeblasen hatte, weil sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Und weg war sie, spurlos verschwunden, namenlos in's Land hinausgeblasen . . .

Wolfgang stand vom Abendtisch auf, an dem er gerade im Kreise der Familie speiste und schritt zum Eck der Terrasse hin, wo man durch die Bäume des Parkes das Tal mit den vereinzelten Lichtern der Bauerndörfer sah.

Alle sahen ihm erstaunt nach; die Tafel war noch nicht aufgehoben, und das Unterhaltungsprogramm begann erst mit den Zigarren. Aber man konnte sich einmal eine besondere Extravaganz gefallen lassen und wenigstens auf ein entschädigendes Aperçu gefaßt sein, wenn der Bohemien an den Familientisch zurückkehrte.

Aber der dachte gar nicht daran, sondern verließ die Terrasse wortlos, um im Parke zu verschwinden.

Ein malitiöses Lächeln ging über alle Gesichter, so daß die Komtessen es vorzogen, sich rasch zurückzuziehen. Aber

sie kamen nicht auf ihre Rechnung: das dienende Mädchen befand sich in seinen Räumlichkeiten und war durch keinerlei Anspielungen an ein vergessenes Stelldichein zu erinnern.

Wolfgang hingegen schritt durch den stillen Park, trat in Rasenbeete und verwüstete Rosenstöcke. Die anspruchsvolle Gelassenheit dieser Ansiedlung des unabhängigen Reichtums ärgerte ihn und reizte ihn zur Auflehnung. Die verdammte Sicherheit und Selbstverständlichkeit dieses Milieus begann ihn plötzlich zu irritieren, und in seiner Erinnerung tauchten nebelhaft die Erzählungen des Weinwirtes auf, welche von der Entstehung des Merx'schen Besitzes gehandelt hatten. Ein Stück Land hatte hier seine ärmliche Nachbarschaft zuerst bewuchert und dann gänzlich aufgefressen, Existenzen waren spurlos auf ihrem eigenen Grunde versunken, nachdem sie ihn bis zur Verzweiflung verteidigt hatten.

Und dies alles war jetzt ein wohlgepflegter Luxusgarten mit ausgeruhter Erde und seltsamen Pflanzen. Die tückisch lächelnden Kobolde aus Terrakotta, deren einem Wolfgang jetzt mit der Fußspitze den Schädel zerschmiß, daß es wie gellendes Lachen klang, sie schienen die bösen Taten des Geschlechtes Merx vorzustellen; jeder saß auf einer Leiche und wälzte sich vor Lachen über den gesunden Witz des Grundherrn, der das Beerben so gut verstand.

Die ärmlichen Dorflichter unten im Tale zitterten furchtsam und vorwurfsvoll in der Nachtluft. Sie fühlten den Besitz herunterwachsen und die armen winkligen Aecker zu grausam schönen Gründen mit geraden Grenzen erstehen.

„. . . . . wenn ich ihm die Bauplätze noch in dieser Woche abjagen kann . . . . .“

Wolfgang hörte es, als wäre es wieder hinter ihm gesprochen worden.

In der Ferne heulte ein Hund und prophezeite den Tod seines Herrn, der sich den Grund nicht abjagen lassen wollte

und lieber zuvor hinstarb, um dem Grundmoloch die Arbeit zu erleichtern.

Jetzt war der Hund plötzlich still geworden. Fernes Gewitter grollte, Wetterleuchten säumte den Horizont.

Wolfgang kehrte nach dem Hause zurück und schlug den Weg ein, der zu seinem Sondereingang führte. Das Haus war still.

Der Patriarch war mit seiner Gemahlin schlafen gegangen, die Komtessen lasen im Bette die Romane, die ihnen das Leben für die Zukunft vorschrieb, und die Söhne jeuten im Klub ihr Ecarté.

Auch Wolfgang empfand das Verlangen, das Haus zu verlassen. Er ging wieder an den Garten, schlich über den Kies und blieb jeden Augenblick aufhorchend stehen. Zur Gartentür wagte er sich nicht; er wollte nicht, daß man sein Weggehen bemerke. So ging er im Gras den Gartenzaun entlang bis zur Stelle, wo ein kleiner Bach unter dem Gitter durchfloß. Dort schwang er sich hinüber. Ein unvermuteter Stacheldraht riß ihm ein Loch in den Rock.

Aber er war draußen, zum ersten Mal, seit er den Merx'schen Besitz betreten. Es dünkte ihn monatelang und hatte doch nur wenige Tage gedauert.

Er ging die Straße hinauf, durch das alte Festungstor in die stille Bergstadt, wo nur mehr Weinschenken und Bordelle offen standen. Am Klubhaus waren die Fenster verhängt und das Licht strahlte nur durch schmale Ritzen hindurch.

Beim Felsenkeller drang wüster Gesang und besoffenes Geschrei auf die Straße heraus. Brave Bürger pißten keuchend und schnaubend an allen Ecken, Dirnen sahen ihnen aus offenen Fenstern zu und der Wirt verhandelte mit einem Nachtwächter wegen der Höhe der Bestechung für Ueberschreiten der Sperrstunde.

Wolfgang trat ein und ging geradewegs in die Hinterstube.

„Heut' haben wir sie endlich eingefangen", sagte ein verdächtiger Hund, der dort soff. Er sprach zu allen Anwesenden und empfahl ihnen das Bordell, wo sie zu haben war.

„Ich sage euch, es war köstlich", sagte er, spie auf den Boden, schlug mit der Faust auf und trank.

Jeder wollte wissen, wie köstlich es gewesen sei, und er erzählte, wie schwer es gewesen, sie überhaupt aufzufinden. Alle Behörden seien seit langem auf der Jagd nach ihr gewesen. Und dann mußte man sie erst bereden und ihre Quartiersfrau, die so besorgt um sie war. Man habe ihr eine Anstellung vorgeredet mit prächtigen Bedingungen, aber es sei keine Lüge gewesen, denn, nicht wahr, man hätte es auch so auslegen können. Zuletzt gab's wohl ein wenig Sträuben, als das zarte Hühnchen zum Rupfen gebracht wurde, aber das war ein unbezahlbarer Spaß. Die ganze Nobilität war darauf abonniert gewesen, die jungen Mexx vollzählig von Arthur, dem Jüngsten, bis Josef, dem Aeltesten.

Wolfgang schnürte es ahnungsschwer die Kehle zusammen. Er stürzte ein Glas Wein hinab und schritt geradewegs zum Hause der Witwe Zanek am alten Steinbruch. Auf langes Läuten öffnete endlich der häßliche Zwerg, der die Gäste empfing. Er war gemein und schmissig heute, denn er hatte schon viele Trinkgelder bekommen und bessere Kleider als die Wolfgangs gesehen.

Das Trinkgeld, welches dieser ihm gab, war aber von besonderer Art. Es war ein Fußtritt, daß das bösartige Tier sich am Boden wälzte. Da wurde es denn gleich devot und wollte die Witwe Zanek holen, damit sie den Weg zur Attraktion weise; aber Wolfgang stieß das Tier in seine Kammer neben der Eingangstür zurück. Dann ging er durch das Winkelwerk von einem Haus herum, hörte das geile Lachen und Singen, das Aechzen und Kichern an allen Ecken und Enden.

Hinter einer Tür hörte er wimmern.

Er drückte auf die Klinke und fand versperrt. Zweimal warf er sich gegen die Tür, bis sie nachgab.

Das Mädchen rührte sich nicht vom Platze. Ihr schien auch dieses Kommen und Gehen nicht mehr unwahrscheinlich. Wolfgang mußte sie lange ansehen, bis ihm der Schrekken in die Beine fuhr und er bemerkte, daß es wirklich die arme elende kleine Prinzessin war.

Er wandte sich um. Hinter ihm stand plötzlich wieder wie aus der Erde gewachsen der Kobold und grinste böse. Wolfgang wollte ihn am Schopf packen, da setzte er wie eine Ratte davon; über Stiegen und Gänge, Höfe und Kammern ging es, Wolfgang immer hinterdrein.

„Nur keine Falltür", dachte Wolfgang und spannte seine Gelenkigkeit und Schnelligkeit aufs Aeußerste.

Es gelang ihm den Zwerg in die Ecke vor der Dachbodentür zu hetzen. Dort packte er das beißende, kratzende und speiende Untier, zerrte es hervor, trug es, es vorsichtig von sich weghaltend, bis zu einem mächtigen Eisenhaken und hängte dort die zappelnde Mißgeburt am Rockkragen derart auf, daß an ein Entkommen nicht zu denken war.

Keuchend hastete er zur Kammer zurück. Aber er fand sie leer. Das Fenster war geöffnet. Draußen rauschte der Strom vorbei und als er sich hinausbeugte, sah er dort, wo der Blitzableiter in die Erde mündete, eine Gestalt liegen. Er kletterte an dem Drahte hinab und fand sie atmend auf. Sie schien nur ohnmächtig.

Mit zartem Griffe nahm er sie auf seine Arme und trug sie zum Strom hinunter, wo ein Kahn verankert lag. Er bettete sie hinein, setzte sich neben sie und horchte auf ihren Herzschlag. Und selbst im Rütteln und Stoßen der Wellen des Bergstroms, die den verketteten Kahn ständig gegen das Ufer drängten und wieder wegrissen, konnte er das Pochen in ihrer Brust hören.

Nun machte er das Fahrzeug los und steuerte gegen die Mitte, wo die Wellen ruhiger gingen.

Der Strom trug ihn und seine wunderbare Beute an der Bergstadt vorbei und vorbei an dem Hause Merx, von dem die Lichter der Komtessen herabflimmerten, welche auf die Romane ihres Lebens vorabonniert waren und diese lasen bis zum Morgengrauen, welches gerade anbrach.

Da drückte Wolfgang einen leisen Kuß auf die Stirne der Ohnmächtigen, und ihm war es, als ginge damit ein Klirren durch die Luft, wie vom Zerspringen einer ungeheuren Schale von weißem Porzellan.

Ihm war plötzlich so frei und herrlich zumute, wie selten in seinem wechselvollen Leben, und er reckte die Arme und seinen ganzen Körper, daß es wohltätig in allen seinen Gelenken krachte.

„Das waren die Reste der armen Suppenschale", dachte er und als er auf seine Prinzessin Konfiseuse niedersah, blickte sie in Liebe zu ihm auf.

Abend / von Rudolf Fuchs

Und Lampen blühen auf wie helle Blumen.
Und jenes, das mich in die Fluren lockte,
Verschwand zu dieser Stunde ungesehn.

Verschleierte gehn um auf Ackerkrumen:
Was will im Osten oben das verstockte,
Entflammte Fenster noch nicht schlafen gehn!

Fabriken lohn, bedrängte Achsen singen,
Der Himmel gibt die stolze Wölbung auf
Und überläßt sich violetten Schwingen.

Es kommt einher und nimmt zu mir den Lauf —
In feierlichem Schmerz rag ich erhellt.
Ich bin der wunde Punkt der Welt.

Die sieben Brunnen / von Hugo Neugebauer

Adern barsten der Erde
sieben, durch sieben Wunden
sprudelt' aus Todes Schoße
Leben hervor:
O Labsal der schmachtenden Tage,
o schwellende Wonne der Nächte,
o Quelle Versaba!

Voralters stützten da
Erzväter die kräftigen Kinne
sinnend auf Brunnenmunde.
Es bogen sich ihnen zuhäupten
Olivenwipfel im Winde,
es bog sich ob den Wipfeln
des Himmels gestirntes Gewölbe
und drückte die Stirn an die Brüste
und blickte klar aus dem Auge
der Nymphe Versaba:

O du mit den schwellenden Brüsten,
o du mit den schmachtenden Augen! —
Es lauschten dem Murmeln der Brunnen,
dem Rauschen der Winde die Väter
und Wipfel und Wurzeln voll Ehrfurcht.
Es wiegten die goldenen Flügel
im Wind die Boten des Himmels,
erschienen in Traumesschauern
den Ahnen mit schallender Kunde
vom Ruhm der noch ungebornen
Enkelgeschlechter.

Erfüllt sind die Träume der Seher.
Die ruhmvollen Enkel sind
lang zu den Vätern versammelt.
Zurück in den Busen des Todes
entwichen die Quellen des Lebens:
von sieben versickerten Brunnen
murmelt die Sage.

Jean Paul / von Will Scheller

(Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages, 21. März)

In der Denkrede, die Ludwig Börne auf den Tod Jean Pauls gehalten hat, ist der Gedanke ausgesprochen, daß im zwanzigsten Jahrhundert die Deutschen wieder lernen würden, diesen Dichter, den sie nun über zwei Menschenalter hinaus vergessen haben, zu lesen und zu lieben. Ob diese Prophezeihung sich so genau erfüllen wird wie diejenige Balzacs, ist fraglich, denn während es sich bei dem Romanen nur darum handelte, daß die Menschen für sein mächtiges Werk reif wurden, handelt es sich bei dem Germanen darum, ob die Menschen imstande sein werden, einen goldenen Kern aus der dichten und, wie bekannt, nach Moder duftenden Schale herauszubrechen. Alles das nämlich, was den Verfasser des „Hesperus" bei den meisten seiner Zeitgenossen, besonders den Frauen, so maßlos beliebt gemacht und ihm sein literarhistorisches Etikett verschafft hat, eine schweifende, unbestimmt gesinnte Schilderung der kleinen Dinge des Lebens, mit welcher er seine Erzählungen überlud, Erfindung sentimental verschnörkelter Begebenheiten, die den Inhalt zu jenen hergaben, und vor allem der bald feine, bald recht derbe Humor, eine Eigenschaft, die an diesem Dichter so peinlich mißverstanden wurde, bilden insgesamt jene Hülle, durch deren

üppiges Gewirre zu dringen viel Geduld, auch ästhetische Geduld erforderlich ist, und scheint zunächst wenig geeignet, neue Leser anzulocken.

Indem nicht zutrifft, was die Literaturgeschichte von ihm behauptet, indem Jean Paul vor allem nicht als jener scherzende Erzähler gelten kann, dem der Humor aus einer freien Quelle zuströmte, sondern indem er, wie Wieland in der seinigen, allzusehr von den empfindsamen Tendenzen seiner Zeit abhängig war, konnte er sich nicht über deren Maße erheben und sein ganzes Werk als Künstler tun, konnte nicht die beiden Hauptbestimmungen seines Wesens, Scharfblick und Aufschwung, zu Einer werden lassen, sodaß er auch nicht unter einem einzigen, sondern nur unter mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden kann; diese selbst sind ebenfalls zu keiner Vereinigung zusammenzuziehen, denn es ergibt sich aus der Lektüre von Jean Pauls großen Romanen immer wieder, daß er dies und jenes in manchem Maße, nicht aber ein Schöpfer war, der die produzierenden Elemente seines Wesens zu einer dauernd gemeinsamen Wirkung zu bringen vermochte. Daher kommt es, daß einerseits die vergänglichen Tendenzen seiner Zeit einen so verheerenden Einfluß auf seine Produktion haben konnten und daß andererseits und mit aus diesem Grunde seine künstlerischen Qualitäten nie recht miteinander, sondern fast immer nur neben einander zur Geltung gebracht wurden, so daß, was Goethe und Schiller richtig erkannten, von einem einheitlichen Künstlertum bei der Gesamtproduktion Jean Pauls nicht zu reden ist. Diese Tragik verschuldete, wie bei so vielen schöpferischen Menschen, die Erziehung seiner Jugend, und die Erkenntnis hiervon mag übrigens seine pädagogischen Ideen gebildet haben, die auch einen besonderen Gesichtspunkt zur Betrachtung des Dichters ausmachen.

Sonach kann das zwanzigste Jahrhundert nicht in der Lage sein, ohne Weiteres zu Jean Paul zurückzukehren,

und es wird zweifellos noch mancher Mühewaltung bedürfen, um jener überschwänglichen Voraussicht die Erfüllung nachfolgen zu lassen. Indessen sind mehrere Versuche unternommen worden, breiteren Kreisen den Namen Jean Paul (dessen zweite Silbe deutsch auszusprechen ist) vertraut zu machen, und es wird für den heutigen Tag lehrreich sein, die wichtigsten dieser Versuche einer auf ihre sozusagen ideale Absicht gerichteten Betrachtung zu unterziehen.

Derartige Unternehmungen können wirklich, wenn sie breit wirken wollen, nur einen anthologischen Charakter haben. Das bloße Neuherausgeben von ganzen Werken verfängt nicht sehr, denn bei dem fieberhaften Treiben, das auf dem literarischen Markte des zwanzigsten Jahrhunderts herrscht, ist es notwendig, das Wesentlichste und für eben diese Zeit Wertvolle möglichst sichtbar herauszustellen. Das hat zur Folge, daß die neuesten Jean Paul-Breviere entweder den Zweck haben, von dem ganzen vielseitigen Wesen des Dichters einen allgemeinen und zugleich sympathischen Begriff zu geben, oder den, jeweils eine bestimmte Seite dieses Wesens bezeichnend hervortreten zu lassen. Es ist klar, daß von besagten Neigungen die letztere sowohl an Wirksamkeit als an Ernsthaftigkeit überhaupt die erheblichere ist, und wenn, wie beabsichtigt, im Folgenden vier solcher Breviere Revue passieren, so werden sie an Eigenschwere durch die Betonung ihrer Gesichtspunkte untereinander verschieden sein und je nachdem zu neuen Fixierungen anregen.

*

Das Gedankliche bedeutet für die Eigenwelt des Dichters, was es für die Welt überhaupt bedeutet, die höchste, dem Ueberweltlichen nicht zwar verwandteste, relativ aber nächste Stufe der Weltkenntnis, wobei nicht zu vergessen ist, daß es sich in der künstlerischen Form auch als Ingrediens beinahe bis zur Unsichtbarkeit auflösen kann. Bei Jean Paul war dieses letztere aber nicht der Fall, in seinem Werk ist

das Gedankliche auf vielerlei Weise zum Ausdruck gekommen, allerdings auch bis zu jener künstlerischen Verflüchtigung hinauf und höher, wo vom Gedanklichen als einem Ingrediens schon nicht mehr die Rede sein kann — meist jedoch in einer Klarheit, welche durch die bei solcher Gelegenheit oft grillenhafte Vorliebe des Dichters für die Metapher selten getrübt wurde. Diese Feststellung wird durch eine Aphorismensammlung bestätigt, die sich „Jean Paul als Denker" nennt (und von S. Friedländer herausgegeben und bei Piper & Co. in München erschienen ist). Diese Anthologie zerfällt in drei Teile unter den Titeln „Diesseits, Kunst, Jenseits", woraus hervorgeht, daß es sich um eine durchaus organische Gliederung handelt. Im „Diesseits" ist besonders auffällig, wie sehr Jean Pauls philosophische Veranlagung zum Pessimismus tendierte; im Besitze einer geschulten und daher verhältnismäßig brauchbaren Psychologie dringt er rücksichtslos in seiner Lebens- und Menschenbetrachtung vor und scheut vor keinem Ergebnis zurück, das etwa Ideale zertrümmern könnte, denn, so sieht es zunächst aus, er hat gar keine, das heißt, er ist „Materialist". Aber diese, durch den Charakter der vorliegenden Zusammenstellung hervorgetriebene negative Tendenz schwingt bald ins Positive, zur Bejahung; das Herz ist in Jean Paul doch stärker als die reine Vernunft, er kann keine Spaltung bemerken, ohne sie versöhnen zu wollen, denkt also nicht mit der Vernunft allein, sondern läßt das Wahrgenommene vor der Fixierung durch sein Weltgefühl hindurchgehen. Dieses Weltgefühl, das in der zahlenmäßigen Aufreihung einzelner Gedanken anfänglich so karg, so kümmerlich zur Geltung kommt, ist das Band, welches den trennenden Scharfblick des Dichters und den vereinigenden Aufschwung verbindet (nicht umschließt), und eben dieses Weltgefühl allein ist der goldene Faden, der sich durch solch ein episches Monstrum wie den Roman Jean Pauls hinzieht, um nur die persönliche Einheit des Autors

zu dokumentieren, die allerdings an anderen, mehr literarischen Besonderheiten schon nachdrücklich genug erkannt wird.

Der sogenannte Humor Jean Pauls ist also nichts Anderes als die melancholische Träne, welche die Liebe über der Erkenntnis vergießt. Liebe und Erkenntnis befinden sich bei Jean Paul in beständigem Widerstreit, denn so genau sieht der Dichter die Schwächen und Aengste des Menschen, daß er, und weil er selbst Mensch ist, immer wieder in die schmerzliche Frage ausbricht: warum, wenn es so um uns steht, wenn wir so unfrei sind, warum bereiten wir uns noch gegenseitig Leiden und lieben uns so wenig? Diese Frage steht im Mittelpunkt der ganzen Jean Paul'schen Gedankenwelt und ist die Zentralquelle aller seiner philosophischen Versuche und Versuchungen. Sie ist in allen Meditationen des Dichters latent, und wenn sie in den Aphorismen über Kunst, wo es sich für Jean Paul nur um tröstende Spiegelung, Erhöhung und frommen Genuß des Daseins handelt, nicht zu Worte kommt, so ist das des Gegenstandes wegen natürlich. Um so vernehmbarer tönt sie danach im „Jenseits" und schwingt wie ein mahnender Sphärenklang überall durch diese, selbst in der weitgehendsten Verkürzung sichtbaren, magisch vergrößerten Bilder des Diesseitigen. Hier, wo die Phantasie freien Lauf hat, vermählt sich das Denkende im Dichter mit dem Gestaltenden zum Seherischen, und schauend empfindet er, daß die Vollendung, ja, daß der Zweck des Lebens nicht im Irdischen zu suchen sei. Die kosmische Influenz treibt dieses Gefühl hin und her, hinab und hinauf, aber der Leser des vorliegenden Buches bemerkt nur das Wetterleuchten eines Intellektual-Gewitters, das magnetisch um die „schwarze Sonne", den eisernen Begriff der Notwendigkeit, seine Kreise zieht. Und der Seher wird durch die sichtende Hand seines Interpreteurs bald wieder zum gelegentlich philosophierenden Romancier, der sich, wenn er nicht weiter kann, auf die Relativität des

Wissens zurückzieht und, wie alle Dichter, unentschieden bleibt. Schöne Bilder strahlen diese intellektuelle Resignation zurück, und in philosophischen Belustigungen zeigt sich das Bemühen, über jene sich hinauszuschwingen.

Und so resultiert auch aus dieser Betrachtung, daß der Dichter zwar absolut näher, verwandter mit dem Ueberweltlichen ist als der Philosoph, daß aber der Philosoph, weil er nicht oder selten von jenen Schauern betroffen wird, mit seinem Werkzeug besser imstande ist und bleibt, Messungen anzustellen und nutzbar zu machen. Der Dichter als Denker ist im Allgemeinen ein paradoxer Begriff, welcher die unorganische Zerlegung eines Ganzen, das nur als solches wirkt, in tote Teile voraussetzt, daher ein solches Unternehmen generell nur insofern Wert hat, als es nur eine Stufe darstellen, den Geschmack der Woge etwa durch ihren Schaum vermitteln kann. Dies vermag aber nicht unbedingt auf das Buch „Jean Paul als Denker" angewandt zu werden: denn wenn auch die Gedanken Jean Pauls in ihrer natürlichen Umgebung schöner sind und liebenswürdiger wirken, als allein, so sind sie eben doch nur als ein Ingrediens anzusehen, das zwar in manchem Grade innerhalb des Gesamtwerkes auftritt und selbst bis zum schöpferischen Element gestuft ist, gleichwohl aber vom Ganzen so getrennt werden kann, daß ihm eine dauernde Identität mit der schöpferischen Gesamtkraft des Dichters nicht nachgerühmt werden darf. So hat Jean Paul als „Denker" ein besonderes Gesicht wie er es als Epiker, Seher, Künstler hat, in welcher Reihenfolge der Denker an zweiter Stelle käme, weil er mit dem Künstler, als welcher Jean Paul, wie nachher gezeigt werden soll, am lebendigsten ist, fast so wenig innere Aehnlichkeit hat wie der Epiker, den der „Denker" vielleicht verdorben hat — und umgekehrt.

Von diesem Epiker, dessen Erzählungen so selten den Kunstcharakter des Epischen aufweisen, kann der ihm Fremde

schon eine etwas deutlichere Ahnung gewinnen aus dem (von Woldemar Jensen bei J. C. C. Bruns in Minden edierten) Buche „Weisheit Jean Pauls", und jedenfalls ist in dieser Auswahl der Vielseitigkeit des Dichters größere Gerechtigkeit widerfahren als in dem „Jean Paul als Denker", obwohl beide Ueberschriften in der Absicht zunächst gleichbedeutend vorkommen mögen. Uebrigens ist hier gleich zu Anfang jene Liebe des Dichters zu den Menschen belegt, wobei namentlich seine Beobachtungsgabe für Kleines und Alltägliches bemerkbar wird und dieser gegenüber das bei ihm stets nur im Einzelnen befriedigte, philosophische Bedürfnis zur Synthese, zur idealen Zusammenfassung.

Voller, lebhafter erscheint seine Gestalt, wo er der Natur, der Freundschaft und der Liebe in schwärmerischen Schilderungen sich hingibt. Diese nicht immer ganz unsentimentale Hingabe, ein besonderes Kennzeichen seiner Art, zu erzählen, hat der Herausgeber sichtlich dazu benützt, um Jean Paul in eine freundliche Mitte zwischen Denker und Dichter zu stellen, aber das gelingt ihm nicht ganz. Das Schwärmen ist zwar im Rahmen dieser Ausgabe nicht so oft Welttrunkenheit als Gefühlsübertreibung, und das Nachdenken bewegt sich meist in recht bürgerlichen Grenzen. Aber diese editionelle Hürde wird doch wieder zerbrochen, und durch die nicht zu beschneidende Pracht des Ausdruckes schimmert bald das Sehertum Jean Pauls, das oft über den Gedanken ist. Indessen hat es der Herausgeber wirklich erreicht, daß die Grenze, die er nach oben gezogen hat, sichtbar bleibt. Jean Paul ist hier nur Uebermensch, um sich des Wortes beraubt zu sehen in dem Augenblick, da er es formte, ist hier immer der deutsche Bürger mit soviel Genialität, als die Polizei erlaubt.

Immerhin ist die Auswahl so getroffen, daß die Gestalt des Dichters zwar verkleinert, doch nicht verzerrt hervorkommt. Seine „Weisheit" als Gesamtform seiner Welt-

kenntnis ist ja trotz ihrer Parallelität keine Sammlung einzelner Gedanken; es ist hier die typische Form von Jean Pauls Daseinsbetrachtung zu bemerken, nicht das Auflösende, sondern das Ausgleichende, das Aerztliche dieses denkerischen Charakters. Als Aesthetiker zeigt er sich auch hier nicht bedeutend im Theoretischen, seine Feststellungen laufen hier immer auf das Einssein des Künstlers mit der Natur hinaus, auf die Abhängigkeit des erstern von der letztern, und als Religion offenbart er eine auf lyrischer Basis errichtete Kirche, wobei allerhand auch für diese Tage Aktuelles vorgebracht wird. Die politische Gesinnung gipfelt in einem höheren Patriotismus und ist übrigens geschult durch eine lebhafte Teilnahme an den Ereignissen der Zeit, soweit ein Dichter an der Zeit teilnehmen darf und soweit er es muß.

Der Herausgeber wollte Jean Paul anscheinend als bürgerlichen Dichter zeigen, aber es ist ihm nicht gelungen: Jean Paul war nicht bürgerlich, trotz bürgerlicher Embleme. Es ist im letzten Teil dieser sehr lesenswerten „Weisheit Jean Pauls" trotz allem offenbar, wie eine gewaltige, übermenschliche Sehnsucht diesen Dichter wie über alle Kleinzier des Alltags auch über die höchsten irdischen Höhen hinwegtrug zu jener Lebensfeier, welche in Ueberschwang des Gefühls vom Dasein den Tod brüderlich umarmt.

Als dieser beredte Anhänger einer kosmisch-intuitiven Welterkenntnis ist Jean Paul in einem anderen kleinen, äußerlich anspruchslosen Büchlein dargestellt. Er erfaßt hier in der Tat nicht mehr begrifflich, was im geistigen Durchdringen aller Daseinskreise sich ihm aufhellt, sondern allein im Bilde, er schaut es an mit ganz offenem Herzen, statt es intellektuell aufzulösen und auf seine zureichenden Gründe zurückzuführen, und versucht nur, es mit dem erstaunlichen Reichtum seiner künstlerischen Mittel für sich und andere leuchtend festzuhalten. Er ist hier nichts weniger als ein

Philosoph, er träumt — aber dieses Träumen ist bei ihm nicht ein passives Aufgeben der Kausalitätsbewußtheit, sondern der höchste gesamtmenschliche Aufschwung seiner Gedankenbilder von Welt, Mensch, Erlösung. Im Tode wird ihm das Leben gekrönt, himmlische Gestalten sind visionäre Vermittler, und die grauenhaften Symbole des Bösen vergehen vor dem Glanz, in welchem jene schreiten. Die Vorstellung des Himmels, ohne doch von dem abstrakten Denkbild eines persönlichen Gottes eingeengt zu sein, beherrscht hier Alles und rückt die kosmischen Träume zuweilen in den Bezirk einer religiösen Extase, die mit jener der mittelalterlichen Mystik nicht ohne Verwandtschaft ist, wenn auch bei Jean Paul die künstlerischen Elemente denen des metaphysischen Bedürfnisses durchaus die Wage halten. Indem nun die vorliegende, von Will Vesper (in C. H. Becks Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München) herausgegebene Auswahl eigens unter dem Gesichtspunkte dieser, beileibe nicht etwa pantheistischen, Weltandacht getroffen zu sein scheint, kann also auch sie nur eine Teilansicht von der Gesamterscheinung Jean Pauls geben, indem sie, wie der Titel „Jean Pauls Träume" schon anzeigt, eben nur die „mystischen" Stellen aus seiner Produktion heranzieht.

Ein „Flockengewimmel von Aethergestalten" wogt hier um Blumenkörper, die selber geistige Wesen sind, unendliche Duftgefilde mit goldenen Wolken darüber erinnern an den farbengebenden Rausch präraffaelitischer Maler, und wiederum schafft eine sphärische Phantasie Szenen, bei deren bildnerischer Erhabenheit unwillkürlich der Name Dante auftaucht, allerdings nur, um sogleich von schwärmerischen Tönen übertäubt zu werden. Makrokosmische Gesichte, an denen das „Wölkchen der Zeit" wie ein flüchtiger Schatten vorübersegelt, zwingen zu bewundernder Hingabe (und sind von einem ganz anderen Pathos als die weltallheitren Sternenflüge des Paul Scheerbart, der immerhin mit Jean

Paul künstlerisch verwandt ist, aber auch künstlerisch nur im Bezug auf die Formgebung, denn bei Jean Paul spielt im Gegensatz zu dem neuen Astralpoeten der Mensch immer die Hauptrolle und ist das grundsätzliche Problem, über das ihn keine Kraft der Phantasie hinausträgt). Die höhere Gemeinschaft aller Menschen im tiefsten Schmerz und im erhobensten Rausch der Erlösung ist das Motiv aller seiner Träume und hat eine unvergeßliche Darstellung gefunden in der wunderlichen Rede, die Christus vom Weltgebäude herab hält und die darin gipfelt, daß es keinen Gott gebe außer in dem Glauben der Menschen. Und bei allem ist doch dem Dichter eine wissenschaftliche Kenntnis des Traumlebens nicht ganz abzustreiten, denn es ist, selbst in diesem kleinen Buche, der Eindruck zu gewinnen, daß er, soweit ihn auch sein geistiger Ueberschwang zu tragen vermochte, doch immer imstande blieb, nicht nur den Weg zum Irdischen zurückzufinden, sondern auch über die Art dieses Weges sich Rechenschaft abzulegen.

Im Vorhergehenden ist versucht worden, Jean Paul durch die äußeren Kreise des Gedanklichen und des Seherischen sowie durch solche, die aus unterschiedlich graduierten Mischungen beider Elemente gebildet wurden, näher zu kommen, aber es wurden dabei immer nur Teilansichten gewonnen; durch verschiedene Fenster wurde in verschiedene Gemächer eines Tempels geblickt, aber durch keines in das Allerheiligste, in jenen Raum, wo die Flamme auf dem Altar brennt. Dieses Allerheiligste nun, diese lebendige Flamme selbst glüht und leuchtet in einem Buch, das überschrieben ist: „Jean Paul". Mit ihm wurde (zunächst im Verlage der Blätter für die Kunst, dann bei Georg Bondi in Berlin) als einem „Stundenbuch für die Verehrer" des Dichters durch Stefan George und Karl Wolfskehl die dreiteilige Sammlung „Deutsche Dichtung" eröffnet.

Die Meinung der Herausgeber, die deutsche Sprache habe in Jean Paul ihren höchsten Flug genommen, erscheint nach eingehender Lektüre dieses Buches nicht als überschwänglich. Hier, in dieser Darbietung blieb nichts von jener Veraltung, die dem Gesamtwerk eigentümlich ist, zu bemerken, denn was hier gelesen wird, hat den Charakter der Zeitlosigkeit, nämlich der Kunst als lebhaftester Identität von Form und Gehalt. Aber es ist hier nicht Abrundung aller Härten, Herausarbeiten aller schönen Linie, Glanz der metaphorischen Verknüpfung allein, was derart blendet. Wenn oben bei der Besprechung der „Träume" der Kunstbegriff Dante für einen Augenblick in Wirksamkeit trat, so ist er hier, in germanischer Modifikation, fast ununterbrochen anzuwenden. Ein mönchisch verzückter Dienst des Guten und Schönen schafft leidenschaftlich starre Linien, die sich in so starke Farben kleiden, in einem solchen Pathos der Vision gezogen sind, wie es die deutsche Sprache allerdings wohl nur dies eine Mal erlebt und vermocht hat. Dantes kirchliche Strenge wurde in Jean Paul zu minnehafter Geistestrunkenheit, in welcher Herbe und Süße sich wundersam vermischten, während die Höhe des Schwunges gleich blieb. In elysischen Gefilden gehen Menschen, als ob sie Flügel hätten, um Tempel, Blumen, Haine, welche den Stil einer überirdischen Relation besitzen. Das Geheimnis des Todes erscheint hier als Zentralkraft größer als das des Lebens, ja, die höchsten Erhebungen des Irdischen, das hier kaum noch irdisch ist, sind die, wo der Tod im Hauch eines Duftes vorüberschwebt und den Schleier lüpft . . .

Hier ist von dem Gesamtmenschlichen Jean Pauls mehr als in den Gedanken, mehr als in der Weisheit und mehr als in den Träumen. Mit italienischer Farbendeckung sind hier deutsche Visionen gemalt, deren Wirkung an Kraft und Einheitlichkeit noch nicht übertroffen ist. Musik und Malerei sind hier durch die Sprache eine Kunst geworden, oder,

was dasselbe ist, die deutsche Sprache hat sich hier am glänzendsten entfaltet. Nicht als Erzähler, nicht als Denker, nicht als Seher hat Jean Paul für die neue Zeit Bedeutung: als Erzähler kann er nur wenige Liebhaber finden, solche, die Zeit und Geduld haben, auch an seinen Schrullen und Fehlern sich noch vergnügend dem tief versponnenen Reichtum nachzuspüren, als Denker ist er zu sehr vom Zufall abhängig und sein Sehertum als solches ist schließlich auch nur eine literarische Kuriosität. Aber als Künstler, dort, wo die Gesichte nicht mehr aus Denkbildern bestehen, sondern wo sich der ganze Mensch Jean Paul so von seinem Gefühl der Welt durchströmt empfand, daß jeder Gedanke Melodie, jede Empfindung Farbe wurde, dort ist er „modern", weil er dort zeitlos, mit den höchsten Schwingungen jeder deutschen Zeit verwandt ist.

Wenn daher die Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder anfangen, Jean Paul zu lesen, so werden sie nicht mit der literarischen Gesamterscheinung sich abgeben; Gedanke, Erzählart, religiöse Mystik sind zu sehr von der Zeit im Dichter geschaffen, als daß sie außerhalb ihres Rahmens unbezügliche Bedeutung haben könnten. Deshalb sind sie aber auch nicht das Wesentliche, weil ja Jean Pauls eigenste Lebenskraft an diesen Aphorismen, komischen Situationen, unkosmischen Gesichten nur in geringem Maße beteiligt ist. Das Dichterische, das, was Jean Paul für das deutsche Leben unvergänglich gemacht hat, ist restlos nur in jenen Stellen offenbar geworden, wo erhabene Menschen einander aus den Armen oder ans Herz sinken, wo das Höchste des Menschseins in der Sprache als in einem hier unzerstörbaren Material die adäquate Form gefunden hat, wo sich Welttrunkenheit und Himmelswonne in einer Flamme vermählt haben, die, solange die deutsche Sprache lebt, nicht verlöschen wird. Die Liebe Jean Pauls erschuf jene Gestalten, deren Lebensfeier nicht in übertriebenen Ge-

fühlen verläuft, sondern in Bewußtseinssteigerungen von solcher Intensität, daß alles Zeitliche wie Zunder in der Glut des Weltgefühls verbrennt und Mystik, Sehertum, oder wie mans nennen mag, nur mehr Voraussetzungen, Mittel sind eines Schöpfungsvorganges, der das Menschsein in den reinsten Möglichkeiten der Ganzheit in vorbildlichen Figuren anschaut und in Formen von unversiegbarer Leuchtkraft bannt.

Innsbrucker Kunstschau XIX

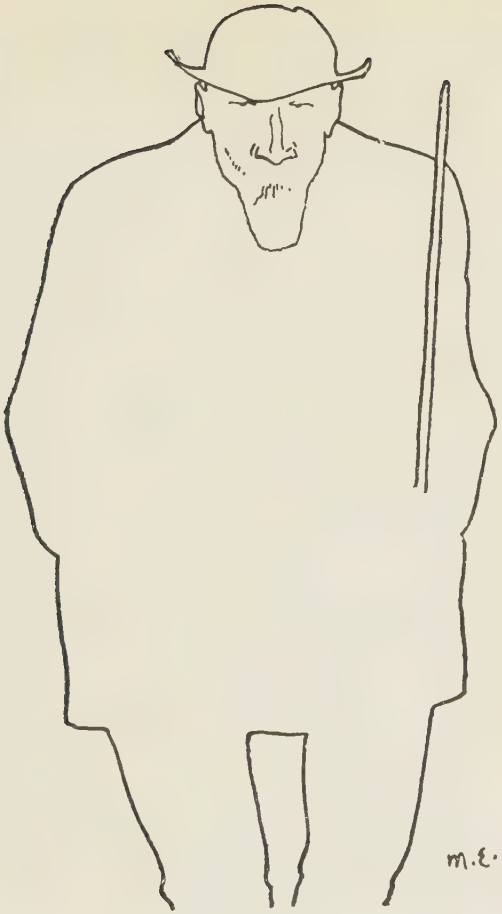
Großes Gedränge. Alle Ausstellungsgelegenheiten dicht besetzt. Die Kunstbeschauer bilden Verkehrshindernisse und verkühlen sich bis ihre Ansicht feststeht. Wo bleibt die Polizei? Und überhaupt der Gemeinderat? Heraus mit der Kursaal-, Kunst- und Abortkombination! Dort hinein mit der Kunst! Auf der Straße stört sie nur und wirkt verdrießlich, wie jede zwar vornehme, aber nutzlose Beschäftigung.

Im Verborgenen, im Ferdinandeum stellen nur H. Kramer und A. Frech aus. Mehr haben nicht Platz, und auch jene sieht man erst, nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat. — Kramer, der muntere Naturbursche, hat Fortschritte gemacht, und im Bilde „Aus Oberbayern" greift er schon einen vollen Akkord. Auch da fehlt zwar noch die Einheit, die in der Natur alles Gegensätzliche doch wieder verbindet. Aber wenigstens ist überall handwerkliche Solidität im Wachsen. Und das tröstet, wenn man diese kindlich übersprudelnde Unentwegtheit sieht, die ja eine Weile noch so fortgehen mag, aber doch für die Zukunft bange macht. — A. Frech kann man kein verdienteres Kompliment machen, als wenn man sagt, seine Besteller kämen alle auf ihre Kosten. Mit akademisch geschulter Sicherheit zeichnet er, malt er, charakterisiert er. Und setzt die Farbe in jenen lustigen Münchener Flecken hin, die seit zwanzig Jahren als bester Gegenbeweis gegen den Vorwurf „Kitsch!" gelten. Seine Persönlichkeit hat nicht viel Eigenes zu sagen und stellt sich auch bescheiden in den Dienst allgemeiner Gesichtspunkte. Frech verdient seinen Erfolg und kann mit Recht als der geschätzteste Frauenmaler Innsbrucks bezeichnet werden.

Als Männer-Porträtist hingegen gilt Albert Plattner (Kunsthandlung Unterberger) bekanntlich als der Bedeutendere. Wenigstens soweit seine eigene Ansicht in Frage kommt. Anderen hinwiederum ist seine Handschrift zu salopp und doch wieder zu konventionell, um salopp sein zu dürfen, andrerseits aber auch die seelische Leistung zu unbedeutend, um nicht auf Konvention angewiesen zu sein. Aber das sind Ansichtssachen. Was festzustehen scheint, und dies fällt bei der Beurteilung dieses Porträts in die Wagschale, ist, daß er neuestens zur Herstellung von Kunstwerken Palettenabfall benützt, was die Schwierigkeiten der Darstellung eines Stückes lebendigen Fleisches natürlich wesentlich erhöht. Warum er es sich so schwer macht: dies zu entscheiden ist seine Sache. Jedenfalls gelingt es ihm, jeden Schein von Süßlichkeit so sehr zu vermeiden, daß man schon eher von Unappetitlichkeit sprechen könnte. Hingegen wieder erzielt er gerade dadurch mit jedem Pinselstrich einen unverkennbaren Schollengeruch, hoffentlich aber auch anständige Preise.

Ant. Kirchmayr: Porträtgruppe (Wagnersche Buchhandlung). Ein irrsinniges Krüppeltrifolium in einer Abnormitätenbude: Der Schulrat ohne Oberleib, der Chormeister ohne Unterleib und der Oberlehrer ohne beides. Die Farben machen dazu Jahrmarktlärm. Wer das so liest, soll nicht glauben, daß es sich um ein futuristisches Meisterstück handelt. Oh nein! Es mangelt wirklich nur die Selbstkritik des Malers. Richtig gezeichnet und etwas besser gemalt wäre die Schwarte etwas ganz Normales, Flott-Banales. Wer wollte leugnen, daß Talent vorhanden sei? Talent steckt sogar in den schlechten Landschaften desselben Malermeisters bei Czichna. Aber Talent ist noch kein Passepartout in Kunstdingen. In allen diesen Arbeiten findet man verstreut einiges Interessante. Aber vor dem ewigen Richterstuhle braucht Herr Kirchmayr schon manche Tugend, um die Strafe für seine gewaltigen Malsünden zu mildern. Immerhin hat der kleine Finger Kirchmayr's mehr Kunstwitterung, als der ganze Herr Vonmetz, der gewiß viel wohlerzogener ist, aber so wenig Impuls hat, daß unfehlbar eine peinliche Obszönität entsteht, wenn er einen harmlosen Weiberakt modelliert.

(gez. von Max v. Esterle)



Dr. August Lieber

Arth. Nicodem: Landschaft (Kunsthandlung Unterberger). Noch ist der Maler nicht auf Verzicht eingestellt und vermengt Heterogenes: naiven Natureindruck und dekorative Elemente. Das sinnlich-seelische Motiv (sein Rassenechtes) wird vom gedanklichen Streben nach Buntheit (Anlehnung an eine allgemeine Forderung) verschnitten. Es reizt ihn zusehr die Ueberwindung der Schwierigkeit, jede Farbe bis zu ihrer äußersten Spannkraft auszunützen. Darin kann man sich allerdings vor Anderen auszeichnen, aber die Mühen werden selten belohnt sein, weil solche mehr technische Fragen über eigentliche Kunstsorgen keinen Aufschluß bringen. Die eiserne Zähigkeit Nicodems drängt nach vollkommenen, letzten Lösungen. Gerade deshalb ist es für ihn nötig, die Probleme reinlich zu trennen und sich keine falschen Fragen zu stellen. Leider strebt die Perversität unserer Zeit krampfhaft danach, mehrere Sinne gleichzeitig zu stimulieren. Auf Kunst angewendet gereicht dies zu großem Schaden. Schon die Begriffsbildung innerhalb einer Kunstgattung leidet darunter. So ist der Begriff der dekorativen Malerei schon ganz verschoben und irreführend. Dekoratives Talent muß von Natureindrücken nahezu ganz absehen und nur aus der Phantasie schöpfen und gestalten. Es wendet sich besser auf Textiles, das in seiner Verwendbarkeit und in seinem edlen Material jede Konkurrenz mit gemaltem Dekor schlägt. Wenn aber das Talent darin besteht, daß man die Welt naiv-sinnlich betrachten und wiedergeben kann, dann sollte alles maskierende überreizende Beiwerk wegbleiben, selbst auf die Gefahr hin, keine neue Kombination in die Welt setzen zu können. Nicodem leidet darunter, daß er Dekoratives, also wesentlich an farbige Fläche Gebundenes, rhythmisch ornamental Wirkendes, mit Plastik, räumlicher Tiefe, Gegenständlichkeit, also mit allem allein Bildmäßigen vereinen will. Beide Absichten verwirren sich und schwächen sich gegenseitig ab: Die Impression kommt nicht ganz rein zum Ausdruck, weil sie von dekorativen Forderungen überschrieen wird, und die dekorative Idee kann nicht bis zum Ende geführt werden, weil sie an Naturdarstellung gekettet bleibt. Die zwei Probleme amalgamieren sich nicht, bleiben neben einander bestehn, und willkürlich verzopft wirken sie als Uebertreibung.

Benedikt.

Berichtigung. In dem Gedicht „Ein Herbstabend“ von Georg Trakl auf Seite 571 des vorliegenden Heftes muß die erste Zeile lauten: „Das braune Dorf. Ein Dunkles zeigt im Schreiten“ (statt „Schatten“)

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine
Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

:: :: Zu beziehen :: ::
durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT
UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck